



Kanton Zürich  
**Baudirektion**  
Generalsekretariat  
Kommunikation

## **Betttag, kath. Kirche St. Laurentius, Winterthur, 17. September 2017** **Rede von Herrn Regierungspräsident Markus Kägi**

Sehr geehrter Herr Diakon  
Sehr geehrte Damen und Herren

Ich danke Ihnen herzlich, dass ich den Dank-, Buss- und Betttag mit Ihnen feiern und sogar das Wort ergreifen darf. Offensichtlich erwarten Sie von mir keine Predigt, was ich aufrichtig bedauere, denn als Politiker hat man zum Predigen viel zu wenig Gelegenheit.

Für einmal nicht von administrativen Informationen und politischen Botschaften auszugehen, sondern von einem Bibelzitat in seiner ganzen Dichte, Kürze und Weisheit, halte ich für eine überaus beglückende Art, sich dem Wesentlichen in unserem Leben zu nähern.

Nun, Sie haben mich nicht als Laienprediger, sondern als Politiker eingeladen. Gestatten Sie mir aber bitte, meinen Gedanken zum Tage doch einen kleinen religiösen Dreh zu verleihen, wobei ich Ihnen verspreche, diesen Dreh nach bestem Wissen und Gewissen ökumenisch auszurichten. Dass ich Protestant bin, sollte also keine wesentliche Rolle spielen.

Womit wir aber schon mitten drin sind im Thema. Es mag nicht besonders spektakulär sein, wenn ein Protestant in einer katholischen Kirche spricht, aber als Tatsache kann es doch nicht ganz ausgeblendet werden. Dass dies überhaupt ein Thema *ist*, hat mit einem Prozess zu tun, der vor 500 Jahren seinen Anfang genommen hat: mit dem Thesenanschlag Martin Luthers in Wittenberg am 31. Oktober 1517.

Ob er seine 95 Thesen tatsächlich selbst ans Tor der Schlosskirche geheftet hat und was er überhaupt getan und gelassen hat in seinem Leben, das möchte ich den Historikern und Theologen überlassen. Mich interessiert, was die Reformation aus uns gemacht hat. Oder besser: was die Trennung aus uns gemacht hat, die von Luther keineswegs beabsichtigt war, aber rasch zur Tatsache wurde.

Eine Folge dieser Trennung ist nicht zuletzt der heutige Feiertag. Dass sich der Dank-, Buss- und Betttag ausdrücklich als «eidgenössische» Feier deklariert, obwohl Danksagen, Busse-Tun und Beten eindeutig religiöse Disziplinen sind, ist nur scheinbar ein Widerspruch. Im Gegenteil, darin liegt gerade der Sinn dieser Feier.

Im Sonderbundskrieg von 1848 zeigten sich die konfessionellen Fliehkräfte, denen die Eidgenossenschaft ausgesetzt war, in aller Deutlichkeit. Aus der Überwindung dieser Kräfte ging die Gründung des Bundesstaats hervor, und nebenbei auch der Betttag mit seinem deutlichen staatspolitischen Akzent. Der Staat machte die Toleranz – das Annehmen und Geltenlassen der Anderen und der Minderheiten – zu seiner Sache.

Es war nicht das erste Mal, dass der Staat sich über einen erbitterten konfessionellen Streit erhob. Das diesbezüglich eindrücklichste Beispiel ist der Westfälische Frieden, mit dem 1648 der 30-jährige Krieg beendet wurde.

Dieser Krieg wurde unter anderem wegen der Frage geführt, wer die richtige Gnadenlehre vertritt – ein Theologenstreit, der zwei Dritteln der Menschen Europas das Leben kostete. Da ging es um absolute Wahrheiten, und so konnten es auch nicht die Theologen sein, die den Krieg für beendet erklärten, sondern die Fürsten, die weltlichen Machthaber, der Staat, wenn man so will.

Mit diesem Friedensschluss trat zum ersten Mal der Toleranzgedanke in Erscheinung, die Möglichkeit für jeden, «nach seiner Façon selig werden» zu können, wie es dann nach weiteren hundert Jahren Friedrich der Grosse ausdrückte.

Das Relativieren der eigenen Position, die Fähigkeit, nicht zwischen Gläubigen und Ungläubigen zu unterscheiden, sondern zwischen gleichberechtigten Konfessionen, das war eine ungeheure Leistung. Zu Zeiten Luthers wäre so etwas wie religiöse Toleranz noch undenkbar gewesen. Er selbst ist der beste Zeuge dafür.

Ihm ging es um die Wahrheit, wie sie in der Bibel stand. Ihm ging es um das bedingungslose Akzeptiertsein des Menschen durch Gott, ohne das Erbringen guter Werke, ohne etwas tun zu müssen, um Gott «gnädig» zu stimmen wie einen «gnädigen» Fürsten. Das war für ihn Gnade: Gott lässt uns leben auch mit unserer Schuld. Und es ging ihm um den Glauben, die Begegnung mit Gott als dem Rettenden, nicht als dem Ängstigenden.

*Sola scriptura, sola gratia, sola fide* – das waren sehr absolute Positionen, so kraftvoll, dass Luther sie auch in der schwindelerregendsten Situation durchhalten konnte, die man sich überhaupt vorstellen kann.

Am 17. und 18. April 1521 trat er, das «Mönchlein», am Reichstag von Worms auf und stand auf einmal Kaiser Karl V. gegenüber. Er wusste nicht, ob und wie er je wieder nach Hause gelangen sollte. Er musste damit rechnen, als Ketzer verbrannt zu werden.

Was ihn auch quälte, waren seine Zweifel. Kann das überhaupt sein? Als Einzelner Recht zu haben gegenüber 1500 Jahren Kirchengeschichte, gegenüber einem ganzen Machtgefüge mit Papst und Kaiser? Und: Wurde er womöglich gerade jetzt vom Teufel verführt?

Er kam heil davon. Der Kurfürst von Sachsen liess ihn kidnappen und auf die Wartburg bringen, und dort übersetzte er das Neue Testament ins Deutsche. Einige Fürsten hatten ihr eigenes Huhn mit Kaiser und Papst zu rupfen, und da kam ihnen der Reformator gerade gelegen. Er verschaffte ihnen mehr Unabhängigkeit.

Die sprachliche Leistung Luthers in seinem Neuen Testament ist unumstritten. Er schaute den Leuten aufs Maul, er schuf unzählige Neuprägungen, die wir heute gar nicht mehr als die seinen erkennen, gleichzeitig stützte er sich auf den griechischen Bibeltext und konnte so manchen Übertragungsfehler der lateinischen Vulgata korrigieren.

Seine andere Leistung war jene in Worms: einmal für sich geradezustehen, in einer Absolutheit, die eine Ahnung davon gibt, was es bedeutet, Jesus nachzufolgen. Doch, es ist denkbar, dass sich die Kirche geirrt hat. Es ist denkbar, nach 1500 Jahren ganz von vorne beginnen zu müssen. Genau so, wie es für Jesus in der Bergpredigt möglich gewesen war, das mosaische Gesetz zugunsten der Menschlichkeit zu brechen.

Die Gefahr hat immer bestanden, dass die Bergpredigt ethisiert, verrechtlicht, in ein neues Regelwerk umgewandelt würde. «Du sollst» und «Du sollst nicht» in neuer Auflage sozusagen. Und diese Dogmatisierung hat auch Luther bereits zu Lebzeiten erfahren. Das ist seine Tragik, und es ist zugleich die Tragik der Reformation.

Man brauchte ihn halt als Säule. Die Formeln «Luther hat gesagt» oder «Die Bibel hat gesagt» dienten als Gegengewicht zu dem, was der Papst, die Konzilien oder die Kirchenväter sagten oder gesagt hatten. Diese dogmatische Rechthaberei verhärtete sich immer mehr, je weiter der Konflikt auf die Katastrophe zusteuerte: den 30-jährigen Krieg, der hundert Jahre nach dem Thesenanschlag ausbrach.

Die Historie schafft Tatsachen. Luther ist eine solche Tatsache, die Reformation, der 30-jährige Krieg. Von daher ist es schwierig, Luther und die Reformation nicht als Fakten zu betrachten, sondern als Aufforderung.

Man muss Luther weiterschreiben, in seinem Sinne weitermachen – nicht was seine unsäglichen antijudaistischen Aussagen oder jene gegen die Türken angeht, sondern was sein Geradestehen betrifft und die Art, wie er den Einzelnen in die Pflicht nimmt. Es geht um den Mut, man selbst zu sein, und das ist von grosser Aktualität.

Den Einzelnen anzunehmen und seinen Ängsten, seiner Verzweiflung, seiner Erlösungsbedürftigkeit nicht mit Dogmen zu begegnen, sondern mit Hinwendung, das wäre eine adäquate Fortschreibung Luthers, auch wenn ihm eine solche Sicht der Dinge als Kind seiner Zeit noch fremd gewesen wäre.

Erich Fromm hat gesagt: «Alle Religion steht heute vor der Wahl, ob sie weiter autoritär bleiben oder humanitär werden will.» Wenn heute ein Türke oder Araber das Dilemma aushalten muss, ob er bei uns lieber als guter Staatsbürger oder als guter Muslim leben soll, dann stimmt etwas nicht. Genau so, wie zu Zeiten Luthers etwas nicht stimmte.

Luther rief die Kirche dazu auf, sich zu ändern, sich aus sich selbst zu ändern. Die 95 Thesen waren eine Art Sendschreiben an den Papst. Dieser, so dachte er, würde die Ablasspraxis ebenfalls verurteilen. Aber in Rom blieben Türen und Ohren verschlossen. 1520 kam die Bannbulle, Luther war zum Ketzer geworden.

Wie wäre es, ihm heute, nach 500 Jahren, zumindest zuzuhören? Oder ist das längst geschehen? Haben wir alle begriffen, dass die Reformation nicht nur die Reformierten etwas angeht? Und wie gross ist sie eigentlich, die Trennung zwischen uns Katholiken und Protestanten?

Wir hatten ein halbes Jahrtausend Zeit, um uns an diese Trennung zu gewöhnen. Aber in dieser Selbstverständlichkeit, zu der sie geworden ist, liegt doch eigentlich der wahre Stein des Anstosses.

Denn etwas sollte uns skeptisch machen: Wir Menschen werden mit Trennungen generell sehr schlecht fertig, ob privat oder gesellschaftlich-politisch. Es ist praktisch undenkbar, dass uns die vergangenen 500 Jahre nicht traumatisiert hätten.

Als in Berlin die Mauer fiel, krachte nicht nur der Beton in sich zusammen, aus dem sie bestand, sondern auch die in den Jahrzehnten davor achselzuckend hingenommene Gewissheit, dass das ohnehin nie mehr etwas werden könne mit West und Ost. Zu verschieden, hiess es damals, hätten sich die beiden Gesellschaften entwickelt.

Diese Gewissheit löste sich dann in nichts auf, trotz allen Spannungen, die zum Teil auch heute noch, nach 28 Jahren, bestehen. Es lohnt sich also durchaus, das scheinbar Undenkbare zu denken und das Getrenntsein nicht als der Weisheit letzten Schluss zu akzeptieren.

Wir können nach Nord- und Südkorea blicken, nach Indien und Pakistan, oder wir können an den Konflikt zwischen Schiiten und Sunniten denken. Wer einmal zusammen war und dann getrennt wurde, bleibt sich in Liebe und Hass zugleich verbunden.

Ob sich die Liebe durchsetzt, wie viel Zeit sie braucht, wie viel Selbstüberwindung der Einzelnen, ist eine Frage für sich. Aber wir sollten den Glauben daran nicht verlieren, dass sie sich durchsetzt. Der heutige Tag zeigt, wie gross die Chancen dazu sind.

Wir können wie Luther von Gnade sprechen oder wie Papst Franziskus von Barmherzigkeit – darüber brauchen wir keinen Theologenstreit vom Zaun zu brechen. Was uns als einzelne Menschen angeht, so ist in beiden Fällen dasselbe gemeint. Jeder Mensch braucht Güte und Verstandenwerden.

Wir haben das grosse Glück, miteinander im Frieden zu leben. Gerade an der Basis sind unsere beiden Konfessionen einander sehr nahe gerückt. Die Religion hilft den Menschen zu leben und zusammenzuleben. Sie gibt uns Perspektiven und Licht, wo sich ohne sie nur die Leere und das Dunkel ausbreiten würden. Das verbindet uns miteinander.

Dass ich hier vor Ihnen sprechen durfte, berührt mich auch von seiner Symbolik her. Wir alle wissen, dass es Zeiten gab, in denen so etwas undenkbar gewesen wäre. Aber das ist der Sinn des eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettages.

Ich wünsche Ihnen noch viele erbauliche Stunden, heute und auf Ihrem ganzen Lebensweg.

Herzlichen Dank!